

## Eingänge, Zugänge, Abgänge

– Ein Nachruf auf Wolfgang Hilbig. –

1

Wer Wolfgang Hilbigs Bücher kennt, hat auch eine Geschichte über Wolfgang Hilbig zu erzählen. Jede Leserin, jeder Leser seiner Gedichte, Erzählungen, Romane, Essays weiß mehr, als sonst Rezipienten von Literatur von ihren Autoren wissen. Vermutlich wissen diejenigen, die mit Hilbigs Werk umgehen, sogar unerlaubt viel. Etwas verleitet sie zur Indiskretion, etwas stiftet sie an, die indiskreten Geschichten auf einer Ebene mit dem Werk abzuhandeln. Das ist ein Fehler! ruft sich und allen anderen Betroffenen der Autor dieser Zeilen zu. Wir wissen nichts über den Mann, dessen Biographie dargestellt wird - zuletzt in den Nachrufen in allen großen deutschsprachigen Zeitungen vom 4. Juni 2007 –, als wäre sie von den drei Buchstaben des abgewrackten sozialistischen deutschen Staates bestimmt gewesen. Wir wissen nichts. Fraglich ist, ob dieser Mann in den Trainingshosen mit seiner großen Frau und seiner kleinen Tochter Anfang der achtziger Jahre in Berlin-Lichtenberg identisch ist mit dem Schriftsteller, der zwei Bücher in der *collection s. fischer* des Dr. Thomas Beckermann veröffentlicht hatte und wegen dieser Veröffentlichungen zwei Monate in Untersuchungshaft gesessen hatte in dem Land, in dem der Veröffentlichungsort seiner Bücher als Ausland galt, als feindliches sowieso, aber vor allem als Devisenland, derselbe Schriftsteller, in dessen später erscheinendem Buch *Die Weiber* dieselben verschwinden und gesucht werden und in Berlin in einer Wäscherei gefunden werden, die ein Gefängnis ist. Mehr als fraglich, ob der Mann im Flugzeug, der sich kurzfristig von einem Freund zu einem Wochenende in Amsterdam hat überreden lassen, der Schriftsteller ist, der mit einem Dauervisum im ostdeutschen Paß in Hanau lebt, in Hanau deshalb, weil man ihm 1983 den *Brüder-Grimm-Preis* der Stadt zuerkannt hat, der mitkommt auf irgendeine kurze Reise, weil es ihm in der Versprengung, in der er sich befindet, momentan gleichgültig ist, wo er sich überhaupt befindet. Ob der vierschrötige neben dem schlaksigen Mann, eingeklemmt auf den Rücksitzen eines Porsche Carrera auf turbulenter Fahrt durch Frankfurt am Main: ... und das da ist das Geburtshaus von Goethe; ob dieser der Schriftsteller ist, auf dessen Gedichtband *die versprengung* sich das unerhörte Foto eines unerhört verlorenen Mannes in einem Zug findet, und in dem es heißt:

*schwarzäther blutäther  
überspannt diesen härtestgeballten rest der erde  
aus allen winden der rauch des aufruhrs der lärm  
der einstürzt an den grenzen der stille.*

Ist das der Mann, den wir beim Bier am Imbiß vor dem Bahnhof von Hanau treffen oder der schwankende Mann im Zug nach Nürnberg? Ist der eine der andere oder genauer gesagt: ist der Eine der Andere? Oder sind nicht alle diese Personen Ideen oder Ausbünde von Ideen eines Schriftstellers, der seinen Roman schreibt und dabei ein- und denselben Mann, den er seit Jahren beobachtet, den er genaugenommen observiert, der also diesen Mann in allen Aspekten seinen Lesern vorzuführen, in kunstvollster ästhetischer Anverwandlung auszuliefern bereit ist? Dieselben Leser werden später behaupten, sie kennen sowohl den

Beobachteten als auch den Beobachter - so schlicht ist der Realitätsbegriff der Leserschaft mitunter. Vergeßt ihn! ruft sich und allen anderen Betroffenen der Autor dieser Zeilen zu.

## 2

Weltweit werden sich Dissertationen des Autobiographischen bei Wolfgang Hilbig annehmen, jener tausendfältigen Verwandlungen eines Ich in ein „Er“, eines „A.“ in ein „C.“ in ein „Ich“, eines „Arbeiters“, der ein „Schriftsteller“ sein will, in einen „Schriftsteller“, der ein „Arbeiter“ bleibt, der von einem „Schriftsteller“ erzählt, der zu werden er versucht hätte. Der Roman, der Hilbigs Bestseller wurde, *Ich*, ist ausgerechnet ein Roman, den man zunächst als Spiegel der damals jüngsten Ereignisse und Enthüllungen über das Thema ‚Stasi und Literatur‘, vielleicht sogar ‚Stasi und Prenzlauer Berg‘ las - Wolfgang Hilbig hatte diese Provokation gewollt! –, der aber eine Apotheose derselben ins echt Literarische ist. Von diesem Buch meint der Autor vorliegender Zeilen, daß es die Keller und Kellereingänge, die feuchten Abgänge und div. salpetrigen Gemäuer, die permanent einstürzenden Altbauten des Ostens, zwischen denen und in denen sich die div. literarischen, poetischen Subjekte nicht nur in diesem Buch bestens auskennen, in denen sich die Unbehausten zu Hause fühlen - keiner davon mit dem Autor identisch –, kurzum, daß Hilbig mit diesem Roman einen Teil seiner genuinen poetischen Landschaft an die Stasithematik verriet, sozusagen - und man möge mich steinigen dafür!, daß es aber ganz anders gelesen werden wird, wenn die Patina noch dicker liegt auf dem doppeldeutschen Zwischenspiel darin, auf dem 20. Jahrhundert insgesamt, dem Wolfgang Hilbig angehörte als großer apokalyptischer Visionär.

Sein Stoff hatte in den drei Buchstaben des ehemaligen ostdeutschen Kleinstaates kaum eine Entsprechung, ging darin weder auf noch war er überhaupt je gemeint! Hilbigs Stoff ist unlebbares Leben in einem brutalen Jahrhundert, fixiert, angekettet an Landschaft und Herkunft und Biographie, aufgestützt auf einen gewissen Tisch in der Küche mit seinem poetisch-archimedischen Ellenbogen, aus dem Fenster blickend, vor dem „nicht eine handvoll wind“ saust oder an dem Tisch im Heizungskeller mit dem vergitterten, dem unerhört romantischen Durchblick:

*Dies war die ersehnte Minute, in der ich die Stirn, das Gesicht gegen das Gitter preßte, um zu sehen...*

Worauf der Blick da ging? Auf die Hintern dicker, schwitzender Arbeiterinnen.

## 3

Viele Namen sind aus Ehrerbietung und als Lob neben Wolfgang Hilbigs Werk und oben darauf gelegt worden. Sie bilden zusammengenommen ein ziemlich dichtes Palimpsest aus Zweigen der Literaturgeschichte und dem absoluten Anspruch verflossener Dichterleben. Das Stichwort Arbeiter-Kafka lastete lange, gerade nach Erscheinen der ersten Prosa. Hilbig arbeitete in eigenen, individuell erarbeiteten Traditionslinien, und er reflektierte darüber außer durch Motti, die er Büchern voranstellte, und durch die vielen mehr oder minder kenntlich gemachte Zitate und Anspielungen öffentlich kaum. Will man Intelligenteres dazu lesen, empfehlen wir zwei Quellen: Franz Fühmanns „Rede Praxis und Dialektik der Abwesenheit“ von 1981, in der Hilbig beschrieben wird als „... ein Trunkener, der Arm in Arm mit Rimbaud und Novalis aus dem Kesselhaus durch die Tagebauwüste in ein Auenholz zieht, dort Gedichte zu träumen...“ sowie Adolf Endlers brillantes Nachwort zu dem Auswahlband *zwischen den paradiesen* von 1992. Über die Erzählung *Alte Abdeckerei* heißt es da, auf

Edgar Allan Poe weisend: „Diese Prosa handelt nicht vom Maelstrom, sie ist der Maelstrom...“ Schelm Endler sagt seinem ausführlichen Essay nach, es handele sich um „Fragmente“. Eine feine Verbeugung des Kollegen vor dem Kosmos des jüngeren Wolfgang Hilbig.

Kaum ein Schriftsteller ist so anwesend unter seinen Freunden und Lesern wie dieser, dessen erster Gedichtband *abwesenheit* heißt und dessen existentieller Grundbaß Entfremdung ist, welcher einzig der andauernde Prozeß des Schreibens Paroli bietet. Der letzte Satz bleibt im Präsens, weil für diese Anwesenheit der Tod keine Zäsur ist.

### **Nachsatz:**

Hilbigs Keller waren mir schon vertraut, als ich von ihnen das erste Mal las. Sein Heizungskeller führte mich z.B. zurück in die kurze Zeit des Militärarrests, zu der Kipplore auf der Großheizung, die von oben beschickt wurde, wo ich freiwillig arbeitete, um das Privileg des täglichen Duschens zu erhalten. Solche Verhältnisse und Umstände kannten viele Insassen Ostdeutschlands: die maroden Industrien, das tierische Schreien der Bagger im Tagebau, die zerstörten Landschaften des Sozialismus. Mein eigenes ursprünglichstes poetisches Material waren die grasüberwachsenen Ruinengrundstücke des Berliner Nordostens, die Brandmauern, die weißen Pfeile Richtung Luftschutzkeller, die verschimmelten Hinweise auf das Rattengift und das verschimmelte Gift selbst und sein Geruch wie der muffige Geruch der Treppenhäuser, der immerfeuchten Hinterhöfe, der brennenden Aschetonnen... Was jedoch viel wichtiger ist, weil es in die literarische Konstitution eingeht, und was uns ein Stück weit verbindet, auch wenn man mich der Anmaßung zeihen mag: Uns umgab und prägte die düstere Anwesenheit nicht verstehender oder mißverstehender Menschen, mit denen wir den Alltag von Kindheit an teilten, mit denen es aber keine gemeinsame Sprache gab, obwohl das erwachende Bewußtsein sich verzweifelt mühte, verstanden zu werden. Im Gegenteil, gerade, wenn einer nun anfang zu schreiben, verabschiedete er sich von diesen Menschen mit jedem Wort, das er ihnen widmete, das an sie gerichtet war, mit dem er ja gerade ihnen Sprache geben wollte, ihnen, von denen er herkam, mit denen er immer gelebt hatte, mit ihrer Geschichte und ihrem Aufschrei in der Geschichte, d.h. eben ihrer Abwesenheit... Gerade darin, damit, an dieser Wurzel seines Schaffens wird ein solcher Schriftsteller nicht verstanden, wird er der Arroganz geziehen und der Undankbarkeit. Und er findet sich selbst undankbar, und er steht den Verzweifelten gegenüber mit seiner Verzweiflung.

Hilbigs Genie läßt die Abwesenheit erblühen, verwandelt die unerhörte Fremde eines grausam oder schäbig oder einfach nur zu Naheliegenden in die handhabbare Distanz seiner Sprache. Täglich Brot seines Schreibens mit dem selbstgesetzten Ziel, „etwas zu sein, das ich, lächerlich genug, einen Schriftsteller nannte.“ Und was für einer! Der Aufsatz „Über den Tonfall“, in dem einer wieder einmal so etwas über sich sagt, er beginnt mit den Worten:

*Geschwätzig vor Trauer; endlose Nacht...*

Uwe Kolbe, aus: Michael Buselmeier (Hrsg.): *Erinnerungen an Wolfgang Hilbig*, Verlag Das Wunderhorn, 2008